

entstehenden „barocken Aristokratie“ Mährens sei bisher erst wenig erforscht. Winfried Eberhard gibt einen sehr weitgespannten und facettenreichen Überblick über das Thema „Stände, Herrscher und Religion in den böhmischen Ländern“ vom ausgehenden 15. Jh. bis 1791, unter besonderer Betonung des Vergleichs zwischen Böhmen und Mähren und unter weitgehender Ausklammerung Schlesiens (sowie der beiden Lausitzen) (S. 121–136). Inge Auerbach bietet unter dem Titel „Reformprojekte der böhmischen Stände während des Bruderzwistes im Hause Habsburg“ eine Rekonstruktion der politischen und Verfassungsideen der böhmischen Stände bzw. der politischen Programme aktiver Ständepolitiker in den Jahren 1606 bis 1609 (S. 137–157). Sowohl in Böhmen als auch in Ungarn forderten die „Adelsgesellschaften“ (bzw. führende Ständepolitiker) die Einführung der „Ministerverantwortlichkeit“ gegenüber dem Landtag. Die obersten Landesbeamten sollten künftig nicht mehr vom König auf Lebenszeit ernannt, sondern von der Ständeversammlung auf Zeit gewählt werden (S. 141 f.). Norbert Conrads geht dem Verhältnis von „Regionalismus und Zentralismus im schlesischen Ständestaat“, diesem Konglomerat von rund 20 mediaten Fürstentümern, Standesherrschaften und Erbfürstentümern, nach (S. 159–170). Er spricht dabei von einer vierstufigen „vertikalen ständischen Stratigraphie“: 1. Weichbildstände, 2. Fürstentumslandtage, 3. Schlesischer Gesamtlandtag = Fürstentag (in Breslau), 4. Generallandtag der böhmischen Länder (in Prag). Für die Erforschung des schlesischen Ständewesens seien regionale Studien „mindestens von gleichrangiger Bedeutung wie die Beschäftigung mit den zentralen Fürstentagen und anderen (gesamtschlesischen) Einrichtungen“ (S. 170). Wolfgang Kessler befaßt sich mit dem Verhältnis von Ständen und (Fürsten-)Herrschaft in Ungarn und seinen Nebenländern Kroatien-Slawonien und Siebenbürgen im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jhs. (S. 171–191) unter dem für die ungarische Verfassungsgeschichte zentralen Thema des Antagonismus von Stände- bzw. Adelspartikularismus einerseits, Zentralstaat und beamteter Staatsverwaltung andererseits.

Es fehlt derzeit, soweit ich sehe, der Versuch eines vergleichenden, womöglich auch die skandinavischen und baltischen Territorien sowie Brandenburg und Preußen einbeziehenden Resümées des jetzigen Forschungs- und Diskussionsstandes. Der abschließende Essay von Günther Stöckl über „Das Ständewesen im östlichen Europa“ (S. 193–199), in dem betont wird, die große Verschiedenheit habe (bisher) „alle Versuche, die europäischen Ständestaaten zu systematisieren, scheitern“ lassen (S. 196), macht das Fehlen eines derartigen Versuchs neuerlich deutlich fühlbar. Der Tagungsband wird durch ein geographisches und ein Personenregister erschlossen. Er bietet ebenso wie die einleitend genannten thematisch verwandten Bände für die in ihm berücksichtigten Territorien und Perioden kompetente Überblicke über den Forschungsstand und über die Literatur zur politischen und Verfassungsgeschichte Ostmitteleuropas.

Wien

Thomas Winkelbauer

Geschichte der philosophischen Traditionen Osteuropas. Hrsg. von Helmut Dahm, Assen Ignatow. Verlag Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt 1996. XIX, 696 S., DM 138,—.

Die Philosophien in Osteuropa und ihre Traditionen sind im Westen immer noch ein unbeschriebenes Blatt. Das vorliegende Werk beansprucht, diese Lücke in der philosophischen Geschichtsschreibung zu schließen, krankt aber an einer unklaren und mangelhaften Konzeption. So erlaubt etwa allein die politische Erfahrung der gescheiterten sozialistischen Versuche, die Philosophien in Osteuropa als eine Gruppe mit ähnlichen Merkmalen zusammenzufassen. Zudem erweist es sich als problematisch, daß die Mehrzahl der Autoren nicht die Philosophie *in* Tschechien, Polen und Ungarn behan-

deln, sondern eine Philosophie, die wesentlich an den Prozeß der Nationalstaatsbildung, der Herausbildung einer für das ganze Land verpflichtenden „geistigen Identität“ u.ä. gebunden sei.

Ein weiterer Mangel ist der systematische Ausschluß des Marxismus. Wenn es allein um die Tradition *vor* dem Marxismus ginge, so ist der gewählte Zeitraum (es werden Philosophen dieses Jahrhunderts präsentiert) wenig ergiebig; wenn der Titel dagegen in voller Allgemeinheit gedacht wird, fragt sich, warum man eigentlich den Marxismus ausschließen muß. Denn diese ideologische Vorgabe grenzt bedeutende Denker aus, die wichtige Beiträge zur selbständigen Philosophie geleistet haben, mögen die Autoren nun ganz oder teilweise vom Marxismus inspiriert sein.

Schließlich werden in der Darstellung, anstatt sich von den begrifflichen Problemen lenken zu lassen und die Abfolge der Autoren und ihrer Werke dieser Entwicklung unterzuordnen, vielmehr Orte und Universitäten, Schulen und deren Chronologien präsentiert, und damit die Äußerlichkeiten der geographischen Details vor die Zusammenhänge der Problementwicklungen gesetzt. Im Abschnitt über Polen zeigt sich dieses Manko besonders deutlich. Auch läßt sich ein gewisses Übergewicht der Schilderung der religiösen Philosophie nicht übersehen. Ohne die Wichtigkeit der Verschränkung von Philosophie und Theologie gerade für Polen leugnen zu wollen, so wäre es besser gewesen, dieses Phänomen von außen darzustellen. Zu den nützlichen Teilen gehört die Darstellung des polnischen Beitrages zur Logik (E. Nieznański); doch auch hier wird viel Raum für die geographischen Details verschwendet. Der fast vollständige Ausschluß der Sozialphilosophie und die dürftigen Seiten über die Ästhetik, der im Vorspann „elitärer Charakter“ zugeschrieben wird, sind ebenfalls Schwachpunkte. Schließlich läßt sich der Ausschluß etwa von Kolakowski oder von Adam Schaff nicht rechtfertigen, wenn man unvoreingenommen eine Geschichte des *philosophisch* selbständigen und bedeutsamen Denkens in Polen hätte liefern wollen.

Der Abschnitt über die tschechische und slowakische Philosophie leidet darunter, daß der Vf. (K. Mácha) nicht *über* die, sondern *in* der Tradition der tschechischen Philosophie geschrieben hat. Die philosophische Tradition wird von ihm zu einer universellen Suche nach der Identität von Nation und Kultur der Tschechen in Europa umgedeutet, eine Figur, die tatsächlich weite Teile des Denkens in diesem Raum beherrscht, jedoch der Distanz eines neutralen Beobachters bedürfte, um als Besonderheit, möglicherweise auch als Mangel, überhaupt erscheinen zu können. Infolge dieser Auffassung läßt sich selbst bei Masaryk mehr über seine geschichtlichen und politischen Taten erfahren als über seine philosophischen Thesen. Auch die anderen Philosophen werden nur mit Lebensdaten und groben Einordnungen in Schulen oder Nachbarschaften ihres Denkens zu großen traditionellen Philosophen präsentiert, ohne die eigenen Thesen zu skizzieren. Hier fehlt ein Philosoph wie Karel Kosík nur aus dem Grunde, weil er in der Nähe des Marxismus anzusiedeln war.

Der Abschnitt über Ungarn schließt sich dem allgemeinen Konzept an, die Philosophie in Ungarn als besondere nationale Philosophie zu deuten, bewahrt sich aber einen nüchterneren Zugang als die anderen Teile. Schon in den Eingangspassagen entsteht das Bild einer weitgefächerten Auseinandersetzung verschiedener Schulen. Die Verarbeitung von Einflüssen jeder Art, eine lebhaft diskutierte untereinander sowie die für das 20. Jh. so typische Ausdifferenzierung von z. T. verfeindeten Schulen ohne Ausschluß des Marxismus und der vom Marxismus inspirierten Philosophen kennzeichnen die Lage der Philosophie in Ungarn. Zudem besitzt der Vf., T. Hanák, das Talent, die philosophischen Thesen der behandelten Autoren kurz und in ihrem Problemgehalt erkennbar darzustellen, ohne seinen eigenen Vorlieben nachzugeben. Getreu der zweifelhaften Konzeption wird Lukács nur mit seinen Schriften vor seiner Zuwendung zum Marxismus erwähnt, und es fehlen Hinweise zu seiner Schule. Was ist moderne Philoso-

phie in Ungarn ohne Agnes Heller, Vajda, Fehér, Markus? Entwertet die (temporäre) Zuwendung zum Marxismus alles andere, was diese geleistet haben?

Es ist ein Verdienst, sich überhaupt an die Aufgabe gemacht zu haben, der westlichen Welt die Existenz selbständiger Philosophie in den osteuropäischen Ländern neben oder gegen den Marxismus-Leninismus zu präsentieren. Aber dies ist durch eine unklare Konzeption, die selbst nicht ganz frei von ideologischen Scheuklappen ist, nur partiell gelungen – wenn sie auch anderer Art sind als die, die in diesem Jahrhundert so lange die Entwicklung der Philosophie in Osteuropa blockiert haben.

München

Clemens Friedrich

Hubert Orłowski: „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit. (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Bd. 21.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 1996. 478 S., 33 Abb. i. Anh.

„Von Warschau ging es über Lublin nach Krakau. Ich saß in achtzehnstündiger Fahrt neben dem Reichsführer, der seinen kleinen BMW selbst steuerte. Es war kurz nach Abschluß des Blitzkrieges gegen Polen. Die Straßen waren unbeschreiblich. [...] Die gärtnerische Sorgfalt fehlt. Zaun und Weg sind vernachlässigt. Aber Zaun und Weg sind weit mehr als zufällige Aussagen. Zaun und Weg verraten Charakter und Kultur. Man muß diese polnischen Wege tagelang gefahren sein, um das Todesurteil der Geschichte über den polnischen Staat zu verstehen. Ein Organismus, der keinen Sinn für seine Schlagadern, für seinen Blutdruck und Blutkreislauf aufbringt, den trifft der Schlag! Das ist das natürlichste Gesetz der Welt.“ Kaleidoskopartig fügt Hanns Johst, Präsident der Reichsschrifttumskammer seit 1935, in diesem Zitat die sprachlichen Elemente des deutschen Polendiskurses zusammen, die diesen seit dem Beginn der Moderne prägten. So legitimierte sich für den „Herrenmenschen“ Johst (und zahllose Deutsche mit ihm) die abermalige Zerstörung des polnischen Staates und die Vernichtung der in ihm lebenden Menschen durch Hitlers Truppen im Jahr 1939 als eine Naturnotwendigkeit. Der Posener Germanist Hubert Orłowski hat in einer beeindruckenden Studie mit dem Stereotyp der „polnischen Wirtschaft“ ein „Kernstück“ des deutschen Polendiskurses untersucht. Dieses Stereotyp dient als „Suchsonde“, die ihn auf die Fährte von „Relaisstationen im Netzwerk stereotyper Systeme“ in einem Quellenkorpus von über 2000 Titeln (genau läßt sich die Zahl ohne größere Mühe gar nicht angeben) setzen soll, um mit den dann entdeckten übrigen stereotypen sprachlichen Elementen als „Wissenspillen“ (Janusz Tazbir) die vorgegebenen Interpretationsmöglichkeiten der jeweiligen historischen Wirklichkeit in den Blick zu bekommen.

Den frühesten schriftlichen Beleg für das Stereotyp der „polnischen Wirtschaft“ meint der Vf. im Jahr 1787 mit der expliziten Begriffsverwendung des Aufklärers und Abenteurers Georg Forster über die „Unreinigkeit und Schweinerey überall“ in Polen gefunden zu haben. Von dort aus nahm die „gepflegt-ungepflegte Semantik des deutschen Polen-Diskurses“ ihren Weg in die unterschiedlichsten Textformen und in bildliche Darstellungen. O. untersucht Lexika, Wörterbücher, statistische Beschreibungen, Historienmalerei, Reiseführer und Reiseberichte, Lieder, Lyrik, Operetten, Interviews, Hoch- und Trivalliteratur, Geschichtswerke, Kabinettsordres, staats-theoretische Arbeiten, Sprichwörter, Witze, Sentenzen, Schulbücher, Briefe, Karikaturen u. a. m. In dieser „vielschichtigen Rasterfahndung“ innerhalb von drei Jahrhunderten deutscher Sozial- und Mentalitätsgeschichte kann und muß der Kulturwissenschaftler die Beschränkungen der verschiedenen zuständigen Fachdisziplinen hinter sich lassen. O. will die seiner Ansicht nach „verbrauchten definitiven Versatzstücke“ der bisherigen, vor allem sozialpsychologisch und imagologisch orientierten Stereotypenforschung durch einen „Befreiungsschlag“ umgehen. Er orientiert sich ausgesprochen selektiv an den methodischen und theoretischen Prämissen der Diskursanalyse im Sinne der „drit-